

FREMDENHASS – FREMDENLIEBE

Rainer Danzinger (Wien)

*„Es gibt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und die satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.*

*Sie wandern viele tausend Meilen,
Ganz ohne Rasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind und Wetter hält sie auf.*

*Sie klimmen wohl über die Höhen
Sie schwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick,
Die Lebenden lassen die Toten zurück.“*

(Heinrich Heine, Die Wanderratten. Neue Gedichte. Drittes Buch)

Zum aktuellen Szenario

Bekanntlich sind die Menschen auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen oder auf der Flucht vor Bedrohungen schon immer kreuz und quer über unseren Planeten gewandert. Dabei ist es selten friedlich zugegangen, oft haben die Einwanderer die bereits Ansässigen ausgerottet, wie zum Beispiel die Europäer die Indianer Amerikas. Durch Kriege und Hunger sind gegenwärtig mindestens sechzig Millionen Migranten unterwegs. Bessere Verkehrsverbindungen beschleunigen, genauer definierte und abgedichtete Staatsgrenzen bremsen die Bewegung dieser Menschenmassen. Auch nach Europa wollen immer mehr Flüchtlinge, worauf die Ortsansässigen, die Einheimischen unterschiedlich reagieren, wie wir tagtäglich erleben. Menschen, die sich selbst von Arbeitslosigkeit und Verarmung bedroht fühlen, empfinden die Migranten als Konkurrenz um Geld und Jobs. Verteilungskonflikte unserer Gesellschaft werden auf die Migranten verschoben, obwohl vermutlich der politische Flüchtling aus Syrien weniger volkswirtschaftlichen Schaden anrichtet als der Steuerflüchtling.

Es ist verlockend aber sicherlich falsch, all die harmlosen Mitbürger, die auf das Szenario mit dem bösen, gefährlichen Fremden, dem lautstark primitive Sprüche klopfenden rechtsradikalen Papa und der guten Mama Heimatland abfahren, als Primitivlinge

abzustempeln. Die heftigen und irrationalen Emotionen in Zusammenhang mit den aktuellen Flüchtlingsbewegungen sollten jedoch auch Psychoanalytiker motivieren, sich um ein tieferes Verständnis zu bemühen. Das Szenario von Fremdenhass und Heimatliebe verweist derart deutlich auf die Wirkung unbewusster, verborgener Konflikte, dass sich ihre psychoanalytische Betrachtung beinahe aufdrängt.

Antisemitismus aus psychoanalytischer Sicht

Ganz offensichtlich sieht man Parallelen zwischen Judenhass und dem Hass auf Migranten. Beide Bevölkerungsgruppen werden mit gehässigen Projektionen überhäuft. Sowohl Migranten als auch Juden müssen als schmutzige Sündenböcke herhalten, um die Reinheit der eigenen Rasse und Kultur zu betonen etc. „*Der schwarzhäarige Judenjunge lauert stundenlang, satanische Freude in seinem Gesicht, auf das ahnungslose Mädchen, das er mit seinem Blute schändet und damit seinem, des Mädchens, Volke raubt*“, schreibt zwar Adolf Hitler (1938, S. 357), aber die demagogischen ausländerfeindlichen Sprüche, die gewisse rechte Politiker gegenwärtig von sich geben, klingen durchaus ähnlich.

Darum doch ein Seitenblick auf psychoanalytische Theorien zum Antisemitismus, zumal die jüdischen Psychoanalytiker von den Nazis verfolgt und vertrieben wurden. (Was nicht unbedingt auch für die Psychoanalyse gilt, – siehe Peglau 2013.) Immerhin wurden öffentlich Bücher des „*Oberschweinehunds Sigmund Freud*“ verbrannt, wobei Sprechchöre skandierten: „*Gegen seelenzerfressende Überschätzung des Trieblebens, für den Adel der menschlichen Seele.*“ Da ist eine missmutige Bemerkung Freuds hinsichtlich des wachsenden Antisemitismus, dass „*die Menschen so durchschnittlich und im großen ganzen doch elendes Gesindel sind*“, mehr als verständlich (Brief an Arnold Zweig, 2.12.1927).

Trotzdem hat sich Freud mehrfach mit dem Judenhass beschäftigt. Ein erster Einfall von ihm war, dass bei der Beschneidung aus Sicht der Christenbuben etwas am Penis weggeschnitten werde. Deshalb seien die Juden, ähnlich wie die Mädchen, kastrierte Männer und – ebenso wie die Mädchen – auch zu verachten. Allerdings hat Freud diesen eher problematischen Ansatz nicht weiterverfolgt. Lediglich Bela Grunberger (1962) hat die Beschneidungsthematik aufgegriffen, aber dabei den Spieß umgedreht. Die Beschneidung sei keine Kastration, ganz im Gegenteil. Die Vorhaut sei der weibliche Anteil am Penis, durch ihre Entfernung bekomme der Jude einen ganz besonders sexuell virilen Phallus. Dies führe zum Neid der Christenknaben auf den angeblich besonders lüsternen Juden. Im Gegensatz zu diesem potenten Juden, der die ödipale Vater-Imago verkörpere, sei übrigens Adolf Hitler

eine Repräsentanz einer prägenitalen Urmutter, meint Grunberger. Letztere repräsentiere mit ihrer differenzlosen Logik den Todestrieb. Genug dieser originellen Spekulationen.

Sigmund Freud hat bei seinen Versuchen, den Antisemitismus zu erklären, in der Folge einen religionskritischen Weg eingeschlagen. Systematisch setzt er sich erst im Exil in London, wo er sich „*gefährlos ans Licht wagen darf*“, mit dem Antisemitismus auseinander. Allerdings greift er dabei auf seine Überlegungen hinsichtlich des Christentums als Sohnesreligion, welche die alte hebräische Vaterreligion abgelöst habe, zurück. Bereits in *Totem und Tabu* (1912) hatte er Ähnliches formuliert. Die monotheistische mosaische Religion sei ein allzu hartes väterliches Gesetz, ein Triumph der Geistigkeit über die Sinnlichkeit (z. B. Das Bilderverbot, auch der auf der Couch liegende Analysand soll sich kein „Bild von Gott machen“) und für die meisten Menschen schwer auszuhalten. Nicht zufällig zitiert Freud die boshaften Verse Heinrich Heines (Heine 1923, S. 114): „*Das tausendjährige Familienübel / Die aus dem Niltal mitgeschleppte Plage, / Der altägyptisch ungesunde Glauben.*“ Die Juden hätten schließlich Moses erschlagen, sich aber danach voll Reue über dieses Verbrechen erst recht dem Willen des Vaters unterworfen, mit Askese und Beschneidung. Die Christen allerdings hätten sich raffiniert diesem Gesetz entzogen. Mit Jesus sei der Repräsentant der Söhne rehabilitiert. Jesus habe ja für das Urverbrechen des Vaternordes Sühne geleistet, noch dazu von den bösen Juden bestraft. Deshalb durften die Christen nun die mosaische Religion verwerfen, sogar die alte Muttergottheit als Maria und viele andere heidnische Heilige wieder einsetzen. Warum aber hassen jetzt die Christen die Juden so? Weil diese weiterhin dem väterlichen Gesetz gehorchen und ihnen damit ein schlechtes Gewissen einjagen.

Nun ist zwar faszinierend, wie detailliert und kenntnisreich Freud diese religionshistorischen Überlegungen ausführt, aber sie hinken doch in vieler Hinsicht und lassen sich kaum auf all die irrationalen Gefühle gegenüber Fremden anwenden. Auch waren die Nazis zwar glühende Antisemiten, aber keineswegs zutiefst christlich, was sie nach Freuds Theorie eigentlich sein müssten. Leider kann in diesem Rahmen nicht einmal cursorisch auf viele weitere Arbeiten zum Antisemitismus eingegangen werden, beispielsweise auf das Konzept einer durch große Gegenbesetzungsfestungen zementierten Krypta im Unbewussten (vgl. Abraham/Torok 1979). In dieser geheimnisvollen Krypta überdauern Phantasmen der Nazi-Volksgemeinschaft mit der zugehörigen Ideologie des Antisemitismus. Alles in allem muss nach dieser gerafften Sichtung psychoanalytischer Theorien zum Antisemitismus doch eingestanden werden, dass diese sich nicht so recht auf die aktuelle Ausländerproblematik übertragen lassen.

Überlegungen zum Ursprung der Hassgefühle

Nicht nur für Psychoanalytiker ist es beinahe eine Selbstverständlichkeit, dass sich die Art und Weise, wie wir mit Gefühlen umgehen und welche typischen Beziehungsmuster zu unseren Mitmenschen wir favorisieren, weitgehend auf Vorläufer in der Kinderzeit zurückgeht. Zum Verständnis primitiver, klischeehafter Hassgefühle gegen unbekannte Eindringlinge von außen, beispielsweise eben gegen Migranten, ist ein Blick auf die frühesten Gefühle eines Säuglings möglicherweise hilfreich. Bekanntlich können allerdings diese winzigen Menschentierchen noch nicht reden, weshalb alle Versuche, ihre ersten Erlebnisse in der Sprache der Erwachsenen zu beschreiben spekulativ und metaphorisch bleiben müssen und manchmal, etwa bei Melanie Klein, beinahe phantastisch klingen.

Trotzdem, es ist schon nachfühlbar, wie ein Säugling lustvoll die Milch aus der Mutterbrust, ihre Stimme, ihre Wärme und ihre zärtlichen Berührungen einsaugt, in seinen kleinen weichen Leib hineinzieht. Auch die erste Zurückweisung unangenehmer Einflüsse, das Ausspucken und Fortstoßen ist ähnlich vorstellbar. *„Das ursprüngliche Lust-Ich will alles Gute sich introjizieren, alles Schlechte von sich werfen. Das Schlechte, das dem Ich Fremde, das Außenbefindliche, ist ihm zunächst identisch“*, schreibt Freud (1925, S. 13). Sowohl das Fressen und Verschlucken, als auch das Ausspucken haben etwas Aggressives, etwas Zerstörerisches an sich. Ist es deshalb berechtigt, diese allerersten, vermutlich diffusen, angenehmen und unbehaglichen Erlebnisse eines Säuglings überhaupt Hass zu nennen, oder Liebe? Wo doch das Wort Hass eine auf ein abgegrenztes äußeres Objekt gerichtete Emotion bezeichnet und zumindest in den ersten Lebenswochen Innenwelt und Außenwelt wohl ebenso wenig klar unterschieden werden können wie Objekte oder Teile von ihnen.

Wie auch immer, trotz dieser gewiss berechtigten Bedenken sollen, dem Sprachgebrauch Freuds und anderer Psychoanalytiker folgend, im Weiteren für diese frühen Regungen die Termini Hass und Liebe verwendet werden. Für Freud ist *„nach der Entwicklung der Hass der Vorläufer der Liebe.“* Mit dieser Behauptung greift er eine Theorie Wilhelm Stekels vom Hass als primärer Gefühlsbeziehung auf, die Freud selbst zunächst *„unfassbar“* erschien, wie er schreibt (1913, S. 451). Später betont Freud diese Position immer wieder: *„Der Hass ist als Relation zum Objekt älter als die Liebe“* (1915, S. 231). Oder auch: *„Fast jedes intime Gefühlsverhältnis zwischen zwei Personen ... enthält einen Bodensatz von ablehnenden, feindseligen Gefühlen, der nur infolge von Verdrängung der Wahrnehmung entgeht“* (1921, S. 110).

Wogegen sich dieser frühe Hass eigentlich richtet, bleibt bei Freud etwas unklar. Zunächst ist es die Ablehnung der „reizspendenden Außenwelt von Seiten des narzisstischen Ichs“ (1915, S. 231). Störende Außenwelt kann natürlich auch die Mutter verkörpern. Gerade der frühen Mutter gegenüber ist die narzisstische Abgrenzung des Eigenbereiches, also ein früher „Hass“ von zentraler Bedeutung. Das dürfte wohl der Grund dafür sein, dass die tiefe Sehnsucht nach Rückkehr in den Körper der Mutter, „zur alten Heimat des Menschenkindes, zur Örtlichkeit, in der jeder einmal und zuerst geweilt hat“, zugleich auch so schrecklich und unheimlich ist (Freud 1919, S. 259). Auch das so genannte „Fremdeln“ bei etwa acht Monate alten Kleinkindern streift Freud in seinen Schriften über Angst nur flüchtig.

Spätestens ab 1920 sieht Sigmund Freud die Aggression, also auch den archaischen Hass, als Manifestation eines aus dem Inneren wirkenden, biologisch verursachten Todestriebes. Ernst Simmel zieht es vor, diese primitive Hassbeziehung zur Umwelt, die sich in der Neigung, das Objekt zu verschlingen manifestiert, als Verschlingungstrieb zu bezeichnen: „Nicht nur unsere Urahnen waren Kannibalen; wir alle treten ins Leben mit dem Trieb, nicht nur die Nahrung, sondern alle Objekte, die uns Versagungen auferlegen, zu verschlingen“ (Simmel 1946, S. 288).

Allerdings wurde diese Idee Simmels, ebenso wie andere kreative Beiträge des Autors, vom psychoanalytischen Diskurs kaum aufgegriffen, ganz im Gegensatz zu den Beiträgen Melanie Kleins, die bezüglich des Todestriebes der triebtheoretischen Auffassung Freuds folgt: „Die neben den glücklichen Erfahrungen unvermeidlichen Gefühle des Grolls verstärken den angeborenen Konflikt zwischen Liebe und Hass, im Grunde zwischen Lebens- und Todestrieb, und so entwickelt der Säugling die Vorstellung, dass eine gute und eine böse Brust existieren“, schreibt sie 1957 in *Neid und Dankbarkeit* (S. 288), einem ihrer letzten Aufsätze.

Schon seit mehr als einem Jahrzehnt vor dieser Äußerung wiederholt die Autorin unermüdlich ihre Hypothese von der bösen und der guten Brust, beispielsweise: „Ich habe häufig zum Ausdruck gebracht, dass Objektbeziehungen von Beginn des Lebens an vorhanden sind und dass das erste Objekt die Mutterbrust ist, die vom Kind so erlebt wird, als sei sie in eine gute (befriedigende) und eine böse (versagende) Brust gespalten, diese Spaltung führt zu einer Trennung von Liebe und Hass“ (Klein 1946, S. 8). Die Quelle dieses Hasses ist der angeborene Todestrieb. „Nach Klein wird der Todestrieb zum Teil in das primäre Objekt, die Brust, projiziert, die dadurch zu einem Verfolger wird“, schreibt Elizabeth Bott Spillius (Frank / Weiß 2002, S. 39). Es liegt auf der Hand, dass die Mutterbrust im Leben eines Säuglings wichtig ist, ob allerdings tatsächlich bereits in den ersten Lebenswochen auch der

Penis des Vaters erlebt, in gute und böse Anteile gespalten, introjiziert und projiziert wird, sei dahingestellt (s. dazu Klein 1948, S. 57).

Viel behutsamer bezüglich derart weitgehender metapsychologischer Spekulationen und stets nahe der klinischen Beobachtung bleibt Donald W. Winnicott (vgl. Phillips, 2007). Auch er nimmt an, dass es zwischen Säugling und Mutter zu notwendigen Frustrationen kommt, damit verknüpft zu Gefühlen von Aggression, Destruktion gelegentlich sogar zu Vernichtungsgefühlen. Aber selbst wenn Teile dieser Aggressivität angeboren sein mögen, lehnt er es strikt ab, deshalb gleich spekulativ von einem Todestrieb zu sprechen. Trotzdem ist für Winnicott das Hassgefühl ein wichtiger Motor der Entwicklung. Er spricht nicht nur vom Hass des Kindes und vom Erlebnis des Kindes, dass die Mutter diesen Hass aushält, ohne dadurch zerstört zu werden, sondern intersubjektiv auch von den Hassgefühlen der Mutter auf das Kind. Auch für Winnicott ist die Beziehung, nicht die Triebentwicklung, das zentrale Anliegen, auch wenn er seine Positionen bei weitem nicht so ideologisch und programmatisch vertritt wie etwa William R. Fairbairn (2007).

Aber der Fremdenhass wird auch durch Konflikte genährt, die späteren Phasen psychischer Entwicklung zugeordnet werden können. In seiner Schrift über *Das Unheimliche* (1919, S. 227) interpretiert Freud E.T.A. Hoffmanns *Erzählung vom Sandmann*. In dieser Erzählung wird geschildert, wie bei einem jungen Mann traumatische Kindheitserlebnisse im späteren Leben durch die Begegnung mit einem Ausländer, dem umherziehenden Brillenhändler Coppola, so intensiv aktiviert werden, dass er sich suizidiert, indem er sich von einem Turm stürzt. In seiner Kindheit hatte der junge Mann seinen Vater mit einem unheimlichen Alchimisten, der übrigens Coppelius hieß, bei einer Art Urszene – sie wollten einen Homunculus erzeugen – belauscht. Damals wollte der böse Coppelius dem Knaben die Augen ausstechen, ein Äquivalent der Kastration, was aber der gute Vater verhinderte. Freud zeigt nun, wie die bösen Anteile der „in zwei Gegensätze zerlegten Vaterfigur“ (ebenda, S. 243) abgespalten und auf die unheimliche und abstoßende Gestalt des Coppelius projiziert wurden. Später wird dann beim jungen Mann bezeichnenderweise durch einen Fremden, einen Ausländer, nämlich den Brillenhändler Coppola die infantile Kastrationsangst wiederbelebt. Das Fremde, „das Unheimliche sei jene Art des Schreckhaften, welche auf das Altbekannte, Längstvertraute zurückgeht“ (ebenda, S. 231), meint Freud. Und weiter: „Das Unheimliche des Erlebens kommt zustande, wenn verdrängte infantile Komplexe durch einen Eindruck wieder belebt werden“ (ebenda, S. 263). Es sind also wohl nicht nur böse Aspekte der frühen Mutter, der bösen Brust wie Melanie Klein sagt, die auf Migranten projiziert werden, sondern auch abgespaltene Anteile einer bösen, kastrierenden Vaterfigur.

Warum wird besonders durch Migranten dieser archaische Hass aktiviert, und welche Personen neigen besonders dazu?

Was nützen nun all diese Theorien über früheste Hassgefühle zum Verständnis des Fremdenhasses? Wie gezeigt, wird das entwicklungspsychologisch alte, vielleicht sogar älteste Gefühl des Hasses abgespalten und möglichst weit fort, nach außen projiziert. Eignen sich nun nicht gerade unheimliche Fremde, die wir gar nicht kennen, besonders gut als Zielscheibe für diesen archaischen Hass? Nicht integrierbare infantile Hassgefühle geistern wie unerlöste Gespenster durch unser Inneres. Ihre Impulse zu morden, zu zerstören, zu verschlingen sind wohl gar nicht oder kaum bewusstseinsfähig. Es ist naheliegend, diese ganzen aggressiven Inhalte zur eigenen Entlastung nach außen zu projizieren. Als Mistkübel dafür eignen sich Migranten, Juden, Neger, Kümmeltürken, Zigeuner, ja sogar psychisch Kranke ausgezeichnet. Sie werden mit den eigenen zerstörerischen Impulsen identifiziert, mit dem eigenen unverdaulichen psychischen Gift angespien.

Gibt es nun Leute, die besonders zu solchen feindseligen Projektionen auf Ausländer neigen? Vermutlich schon, es dürften Personen sein, die aus ihrer Kindheit durch Traumata oder Verwahrlosung schlecht integrierte, quälende Introjekte mit sich schleppen. Deshalb bevorzugen sie die Mechanismen von Spaltung und Projektion, wie wir das beispielsweise bei der Borderline-Persönlichkeitsstruktur kennen. Gerade diese psychische Struktur macht sie besonders anfällig für widerliche fremdenfeindliche Hetzparolen. Gehässige ausländerfeindliche Slogans fordern sie geradezu dazu auf, ihren seelischen Müll nicht als Teil von sich selbst zu erleben, sondern auf Migranten zu projizieren. Mario Erdheim beschreibt plastisch diesen Vorgang: *„Nicht die Mutter ist böse, man sah nicht die Wut und den Hass in ihren Augen, sondern der Fremde ist es und in ihm erkennt man den Hass ... so vermag sich die Fremdenrepräsentanz zu einer Art Monsterkabinett des verpönten Eigenen zu entwickeln“* (Erdheim 1992, S. 733).

Die Idee einer Spaltung in gute und böse Brust eignet sich gut zur Erklärung typischer massenpsychologischer Erscheinungen im Umgang mit der Flüchtlingsproblematik. Diese Spaltung dient laut Melanie Klein dazu, *„die geliebten Aspekte der inneren wie auch äußeren Mutter zu erhalten“* (Klein, 1975, S. 432). Ist nicht die idealisierte geliebte Heimat Symbol der guten äußeren Mutter, der guten Brust? Die Wiederbelebung dieser guten Mutter erleben wir ja als Erwachsene als Phantasma, wenn die geliebte Heimat durch die Spaltung in anständige Österreicher und rassistisch minderwertige Ausländer rein und heilig bewahrt wird.

Man könnte von einer kollektiven Regression auf die von Klein so genannte paranoid-schizoide Position der ersten Lebensmonate sprechen. Kleine Kinder identifizieren das Krokodil im Kasperltheater, Dinosaurier, Hexen, Vampire und Menschenfresser mit der abgespaltenen bösen Brust. Etwas später müssen dann fremde Kulturen, Sprachen, der Islamische Staat, die Terroristen aber auch das Kopftuch muslimischer Frauen oder fremdartiges Aussehen und Hautfarbe etc. für die paranoiden Projektionen der bösen Brust herhalten.

Der seelische Gewinn dieser Spaltung und Projektion liegt auf der Hand: die eigene heilige Heimat, das Mutter- und Vaterland, die homogene Nation können gereinigt und als gute Brust idealisiert werden. Das Ich darf sich narzisstisch aufblasen und mit Gleichgesinnten zu einer mächtigen Volksgemeinschaft verschmelzen.

Das Idol des reinen Blutes einer biologisch homogenen Herrenrasse mit dem uns über die Nabelschnur schon die gute Mutter genährt hat, lässt sich mühelos auf die kulturellen Werte des christlichen Abendlandes, von der Muttersprache bis hin zur Wiener Klassik, erweitern. Die narzisstisch besetzte Ichgrenze wird auf das eigene Haus, das Dorf und schließlich die vermeintlich homogene Nation hinausverschoben. Kein fremder Bösewicht darf hier eindringen, notfalls wird die stickige Idylle mit hohen Zäunen aus Stacheldraht gegen böse Eindringlinge von außen geschützt. Beispielsweise verweist der gehässige Slogan „Pummerin statt Muezzin“ (Pummerin heißt die große Glocke im Stephansdom) einerseits in Gestalt der großen Glocke auf die schützende und beruhigende Mutterimago, andererseits verweist er auf den rächenden Vater, ist doch der Muezzin assoziativ mit dem in den Himmel ragenden Minarett der islamischen Moschee verknüpft, das die Drohung eines bösen Vaters verkörpert.

Die große Glocke in diesem Beispiel symbolisiert also, ebenso wie die Muttersprache und die Heimaterde, die gute Brust. Die abgespaltene böse Vaterimago mit ihrer Kastrationsdrohung könnte man im Minarett vermuten. Existenzängste bei großen Bevölkerungsgruppen, begünstigt durch die steigende Ungleichheit und Arbeitslosigkeit fördern verständlicherweise die Neigung zu solchen Regressionen auf infantilen Hass und archaische Beziehungsmuster. Die Verschmelzung mit großen Menschenmassen verstärkt dann diese primitiven Spaltungen. Demagogische Massenführer heizen dann diese psychischen Prozesse noch weiter an.

Gastfreundschaft und Exogamie als reifere Formen von Beziehung

Wie zu zeigen versucht wurde, bringt die Dynamik mit Verteufelung der Ausländer und Idealisierung der reinen Heimat, diese archaische Spaltung von Böse und Gut, dem Einzelnen durchaus psychologischen Gewinn. Dadurch eignet sich der Fremdenhass auch so gut als propagandistische Waffe des Rechtsradikalismus.

Angesichts dieser Vorteile könnte man beinahe pessimistisch werden. Zum Glück allerdings kennen wir starke psychische Kräfte, die helfen, die beschriebenen archaischen Spaltungen zu überwinden, und die uns erleichtern, angemessen und respektvoll mit Migranten umzugehen. Um welche Kräfte handelt es sich hier? Wir bleiben ja nicht Säuglinge und Kleinkinder, sondern durchlaufen auch weitere Entwicklungsschritte. Um den Weg von der Mutterbrust und der Primärfamilie hinein in einen weiteren Zusammenhang von Gesellschaft und Kultur zu finden, ist gewiss die Bewältigung des Ödipuskomplexes ein entscheidender Schritt.

Wie Sigmund Freud in seiner Schrift *Totem und Tabu* zu begründen versucht, ist dies der wichtigste Motor dafür, dass sich Kinder und Jugendliche von ihrer Herkunftsfamilie fortbewegen, um sich mit Interesse anderen, fremden Menschen zuzuwenden. In seiner Argumentation beruft sich Freud auf Charles Darwins Hypothese, der Urmensch habe wie die ihm verwandten Affen in kleinen Horden gelebt, „*innerhalb welcher die Eifersucht des ältesten und stärksten Männchens die sexuelle Promiskuität verhinderte*“ (1912, S. 152). „*Eines Tages taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende*“ (ebenda, S. 172). In gemeinsamer Reue identifizierten die Brüder sich nun mit den Verboten des Vaters, in erster Linie mit dem Inzestverbot, welches sie von nun an in nachträglichem Gehorsam befolgten.

Konsequenterweise ist mit dem Inzestverbot die Exogamie verknüpft, also der Auftrag, hinauszugehen in die Welt, nicht die Mutter oder die Schwester zu heiraten, sondern das Mädchen aus dem Nachbardorf, welches heutzutage ohne Weiteres in Afrika oder Asien liegen kann. Gewisse Ähnlichkeiten dieser hypothetischen Ereignisse in der Vorgeschichte der Menschheit mit dem Ablauf der ödipalen Entwicklung in der Primärfamilie, die mehr oder weniger deutlich in jeder Familie abläuft, liegen auf der Hand. Auch hier begehrt der kleine Bub zunächst die Mutter, verzichtet dann unter dem Eindruck der Kastrationsdrohung darauf und identifiziert sich mit dem väterlichen Inzestverbot (vgl. Freud 1924).

Im Zusammenhang mit den großen Migrationsströmen bewirkt das Exogamiegesetz nun viel mehr als nur die Verhinderung des Mutterinzestes. Es bewirkt, dass Jugendliche die Herkunftsfamilie verlassen, libidinös nicht bei der Mama picken bleiben und sich neue Freunde, neue Objekte draußen in der Welt suchen. Diese forcierte Öffnung nach außen

erfolgt durchaus im Interesse des Lebenstriebes, des Eros. Sie führt vom engen Dunstkreis der Familie, über Nachbarschaft und Schule, über die Grenzen des so genannten Heimatlandes hinaus zu anderen Ländern und Kontinenten. Im Idealfall geht es dabei um Kräfte, die Brücken schlagen, libidinöse Verbindungen quer über unseren bedrohten Planeten knüpfen. Faszination und Neugier gegenüber fremden Menschen entspringen dieser Freude an der Exogamie im weitesten Sinn. Übrigens gilt diese Begeisterung für das Fremde selbstverständlich nicht nur für die Ortsansässigen. Sie ist neben der Bedrohung durch Krieg und Hunger auch ein wichtiges und durchaus legitimes Motiv vieler Migranten.

Kann es nun dieser forcierten Zuwendung zum Neuen, zu fremden Menschen gelingen, die ängstlichen Wünsche nach Abgrenzung aus tieferen, infantilen Schichten der Psyche zu überwinden? Die Frage bleibt offen. Denn im Schatten der reiferen Liebe zu Menschen aus anderen Kulturen, mit anderen Sitten, anderer Sprache und anderer Hautfarbe lauert doch stets das Gespenst des alten Hasses. Es lauert darauf mit seiner bösen Grimasse hervorzubrechen, wenn es die fremdenfeindlichen Tiraden ideologischer Volksverhetzer hört.

Wie wirkt unser Umgang auf die Psyche von Migranten? Wie lässt sich die Beziehung zu ihnen verbessern?

Eine reife und angemessene Beziehung zu Migranten ist also durchaus möglich. Wie alle höheren seelischen Leistungen bleibt sie aber doch bedroht von Regression auf primitivere Muster mit Spaltung und Projektion von Hass und Angst. Was tun, um solche Rückfälle zu vermeiden? Zunächst gilt es, die Migranten aus dem ganzen Misthaufen von gehässigen projektiven Identifizierungen auszugraben. Erst dann werden sie sichtbar und hörbar, und ein Dialog kann beginnen. Die Psychoanalyse tut sich ja etwas darauf zu Gute, das Subjekt zu Wort kommen zu lassen.

Allerdings kann dieser Prozess erst in Gang kommen, wenn die materiellen Rahmenbedingungen dafür einigermaßen, zumindest so weit wie möglich, erfüllt sind: Zuhörer und Sprecher müssen in einem Zimmer sitzen, auf Augenhöhe und mit Gesichtskontakt. Dafür braucht man möglichst Gemeindenähe, ein Dach über dem Kopf, Essen, Heizung, Arbeitsbewilligung, Aufenthaltsgenehmigung – leichter gesagt als verwirklicht. Wenn wir dann miteinander reden können, soll möglichst auch der Migrant zu Wort kommen, von seinem schwierigen Weg, seinem Schicksal, seinen Ängsten und Hoffnungen erzählen dürfen.

Integration beruht stets auf Gegenseitigkeit. Wenn wir die Fremden nur anpassen wollen, ihnen möglichst schnell unsere Sprache und unser Wertesystem einbläuen wollen, damit sie gleich werden wie wir, dann wird mit diesem Assimilationsdruck allzu leicht unbewusst der altbekannte hasserfüllte Vernichtungswunsch agiert. Werner Bohleber (1992, S. 706) zeigt, dass letztlich hinter der Forderung nach Assimilation (im Gegensatz zu Integration) des Fremden ein archaischer Vernichtungswunsch lauert. Der Fremde wird zerkaut, verschluckt und verdaut und dadurch seiner Andersartigkeit beraubt.

Es ist notwendig, sich die schmerzlichen Geschichten von Krieg, Folter, Hunger, Abschied und Flucht anzuhören. Klaus Kocher (2015) ist der Frage dieser Traumatisierungen in dem bemerkenswerten Projekt *Children of Bagdad* in psychoanalytisch orientierter Kommunikation mit irakischen Kindern und Jugendlichen nachgegangen. Er zeigt, wie massive narzisstische Verletzungen die Bindung an die kulturelle und soziale Gemeinschaft zerreißen können. Eine Art von Schiefheilung dieser Wunden wird unter Umständen durch den Anschluss an eine fanatische Gruppierung erreicht, die Ausgleich für erlittenes Unrecht verspricht. Religiosität und Terrorismus können hier kompensatorisch eine sinnstiftende Fusion eingehen. Durch die Verschmelzung mit der Ideologie der Großgruppe mit ihren symbolischen plakativen auserwählten Traumata und Ruhmestaten wird die narzisstische Wunde zwar nicht geheilt, aber doch kompensiert (s. dazu Volkan 2000).

Diese problematische Entwicklung wird, wie leicht zu verstehen ist, von der bereits geschilderten Verteufelung und Zurückweisung durch die ortsansässige Bevölkerung des Ziellandes massiv unterstützt. Damit tragen wir potentiell zur Produktion von Terroristen bei. Die verwahrlosten Ghettos europäischer Großstädte brüten bekanntlich auf diese Weise islamisierte Radikale aus. Deshalb soll auf die Auswirkungen negativer projektiver Identifizierungen genauer eingegangen werden. Bei nicht nur verbalen, sondern auch handlungssprachlichen Einflüssen kann man präziser von projektiver Manipulation sprechen. Wie wirken nun diese negativen projektiven Identifizierungen auf die Psyche der Fremden? Wenn ein Ausländer, der versucht, in einem neuen Land Fuß zu fassen, nur beschimpft und bespuckt wird, dringt das tief in ihn ein. Warum bleiben die negativen Zuschreibungen, alle Migranten seien arbeitsscheu, kriminell, aggressiv, undemokratisch, lüstern hinter unseren Frauen her, primitiv etc. so fest kleben, sickern so tief ein, dass es schwierig sein kann, sie wieder zu entfernen?

Ogden (1979), Sandler (1976) und viele andere haben zu zeigen versucht, welche tatsächlichen Veränderungen projektive Identifizierungen bei den Zielpersonen hervorrufen. Wenn ich jemandem lange genug einrede, wie aggressiv er sei, wird er mir eines Tages

tatsächlich eine Ohrfeige geben. Betty Joseph (Frank /Weiß 2002, S. 128) verwendet für diese Versuche, in einer anderen Person bestimmte Gefühle auszulösen, den Ausdruck „to nudge“, also stupsen oder schupfen. Wenn jedenfalls ein junger Migrant Jahre nicht arbeiten darf, ständig gesagt kriegt, er sei ein Parasit und Lüstling, mit unsicherem Status und ohne Wahlrecht in fremdsprachiger Umgebung leben muss, dann wird er sich ganz gewiss verändern, vielleicht sogar einen asozialen Weg einschlagen. Es wird nicht so leicht sein, diese Veränderungen wieder rückgängig zu machen.

Das heißt, wenn schon Migranten kommen, müssen sie unverzüglich, möglichst rasch arbeiten dürfen, in täglichen Kontakt mit Einheimischen kommen und rechtlich anerkannt werden. Sonst manipulieren wir sie in ein Ghetto, und sie beginnen, sich so zu verhalten, wie böse Zungen von ihnen behaupten. Hasserfüllte Ausgrenzung seitens der Einheimischen drängt viele Migranten in eine radikal feindselige Haltung gegen das Land, das ihnen so ungastlich begegnet.

Aber, wie so oft, wo Gefahr lauert, dort wächst das Rettende auch. Glücklicherweise gibt es auch positive und kreative Lösungen. Was erwartet uns eigentlich, wenn es uns vielleicht doch immer wieder gelingt, auf reifere, menschlichere Art mit Migranten zu reden? Was erwartet uns, wenn wir die Geschichten von Schmerz, Angst, Krieg, Verlust, Hunger und Elend wirklich anhören, wenn wir die bössartigen Zuschreibungen zurücknehmen? Was erwartet uns dann?

Dann erleben wir immer wieder Erstaunliches, wie ja viele wissen. Wir begegnen verblüffend viel Lebensmut, Kreativität, Humor und Fantasie. Beeindruckend, mit welchem lebenspraktischem Geschick manche Flüchtlinge über die Runden kommen, wie sie noch immer an Freundschaft und Liebe glauben können. Unsereiner würde sich in ähnlicher Situation in einem fremden Land ganz schön anschauen!

Es ist also nicht nur wirtschaftlich sinnvoll und moralisch korrekt, Migranten aufzunehmen. Man darf nicht übersehen, dass es auch lustig sein kann. Die Fremden bringen einiges an Farbe und frischem Wind in unser morsches und schläfriges Europa. Das Boot Europa ist keineswegs voll, wie manche behaupten. Wer Fremde aussperrt, sperrt sich selbst in einen Käfig, in dessen stickigem Dunst die angeblich geheiligten Werte der eigenen Kultur allmählich zu vermodern beginnen. Die eigene Kultur immer wieder in Frage zu stellen, sich Fremden gegenüber zu öffnen, bringt neues Leben. Die Begegnung mit fremden Traditionen, ungewohnten Lebensstilen ist ein wichtiger Motor für die Weiterentwicklung unserer eigenen Kultur. Ein Leben hinter Stacheldraht, in einem Bollwerk gegen angeblich so gefährliche Fremde, ist unerfreulich. Übrigens von beiden Seiten des Stacheldrahtes aus gesehen.

Literatur

- Abraham, Nicola/Torok, Maria (1979): Kryptonymie. Das Verbarium des Wolfsmanns. Berlin.
- Bohleber, Werner (1992): Nationalismus, Fremdenhass und Antisemitismus. Psychoanalytische Überlegungen. In: Psyche, 8, S. 689-709.
- Erdheim, Mario (1992): Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität. In: Psyche, 8, S. 730-744.
- Fairbairn, William R.D. (2007): Das Selbst und die inneren Objektbeziehungen: Eine psychoanalytische Objektbeziehungstheorie. Gießen.
- Frank, Claudia/Weiß, Heinz (Hg.) (2002): Kleinianische Theorie in klinischer Praxis. Schriften von Elizabeth Bott Spillius. Frankfurt/M.
- Freud, Sigmund (1912): Totem und Tabu. GW IX.
- Freud, Sigmund (1913): Die Disposition zur Zwangsneurose. GW VIII, S. 441-452.
- Freud, Sigmund (1915): Triebe und Tribschicksale. GW X, S. 210-233.
- Freud, Sigmund (1919): Das Unheimliche. GW XII, S. 229-270.
- Freud, Sigmund (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. GW XIII, S. 73-161.
- Freud, Sigmund (1924): Der Untergang des Ödipuskomplexes. GW XIII, S. 395-404.
- Freud, Sigmund (1925): Die Verneinung. GW XIV, S. 11-18.
- Freud, Sigmund (1937): "Moses" ein Ägypter. GW IX, S.
- Freud, Sigmund (1939): Der Mann Moses und die monotheistische Religion, GW XVI, S. 103-246.
- Grunberger, Bela (1962): Der Antisemit und der Ödipuskomplex. In: Psyche, 5, S. 255-272.
- Heine, Heinrich (1923): Sämtliche Werke. Bd.2. München, Leipzig.
- Herzog, Dagmar (2005): Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. München.
- Hitler, Adolf (1938): Mein Kampf. München.
- Klein, Melanie (1946): Notes on some schizoid mechanisms. *Int.J.Psycho – Anal.*27, 99 – 110. in: dies.: Gesammelte Schriften. Band III.
- Klein, Melanie (1948): A contribution to the theory of anxiety and guilt. *Int.J.Psycho – Anal.*29, 114 – 123. In: dies.: Gesammelte Schriften. Band III.
- Klein, Melanie (1957): Envy and Gratitude. London/Penguin. In: dies.: Gesammelte Schriften. Band III.
- Klein, Melanie (1975): Gesammelte Schriften. Band 3. Stuttgart.
- Kocher, Klaus (2015): Woher kommt der Hass. Erfahrungen mit psychoanalytischer Ausbildung im Irak und im Mittleren Osten. In: Psyche, 11, S. 1071-1087.
- Ogden, Thomas (1988): Die projektive Identifikation. In: Forum der Psychoanalyse, 4, S. 1-21.
- Peglau, Andreas (2013): Unpolitische Wissenschaft? Wilhelm Reich und die Psychoanalyse im Nationalsozialismus. Gießen.
- Phillips, Adam (2007): Winnicott. London.
- Sandler, Joseph (1976): Gegenübertragung und Bereitschaft zur Rollenübernahme. In: Psyche, 4, S. 297-305.
- Simmel, Ernst (1946): Antisemitismus und Massen-Psychopathologie. In: Dahmer, Helmut (Hg.): Analytische Sozialpsychologie. Texte aus den Jahren 1910-1980. Band 1. Gießen, S. 282-317.

Volkan, Vamik D. (2000) : Großgruppenidentität und auserwähltes Trauma. In: Psyche, 9/10, S. 931-953.

Winnicott, Donald W. (2000): Aggression. Versagen der Umwelt und antisoziale Tendenz. Stuttgart.